



Inhalt

Widerstreitende Bewegungen. Umriss einer Analytik des akademischen Feminismus

Sabine Hark

I. Einleitung	2
II. Konstellationen und Konjunkturen	3
III. Politics of Location	5
IV. Das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung als Forschungsgegenstand	6
V. Umstrittene Wissensformation	7
VI. Wissenschaft – ein »stahlhartes Gehäuse«?	10
VII. Wissenschaft – ein »Möglichkeitsfeld«?	12
VIII. Fragen zum Text	15
IX. Links zum Text	15
X. Literatur	15
XI. Anmerkungen	29
XII. Angaben zur Autorin	22
XIII. Weitere Veröffentlichungen der Autorin	22



Sabine Hark

Widerstreitende Bewegungen. Umriss einer Analytik des akademischen Feminismus

I. Einleitung

Seit den frühen 1990er Jahren ist im nationalen und internationalen Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung ein verstärktes Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und Reflexion feststellbar. Die Rede ist von einer »entsicherten Situation« (Wobbe/Lindemann 1994: 8), von einer »Krise der Kategorien« (Frankfurter Frauenschule 1994) und von »Umbruch und Krise der Geschlechterforschung« (Annuß 1996). Ambivalent bewertet werden ihre institutionellen und intellektuellen Erfolge, da diese zugleich Ausdruck ihrer Niederlagen seien (Martin 1997). Kritisch befragt werden auch die Verschleifungen im normalwissenschaftlichen Betrieb (Holland-Cunz 2001; 2003a; 2003b), das Schicksal ihrer subversiven Ansprüche wird in Augenschein genommen (Hornung/Gümen/Weilandt 2001), »Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen« für Frauen- und Geschlechterforschung »im Kontext von Disziplinen und Interdisziplinarität« werden untersucht (Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien 2003/2+3), mögliche oder notwendige »Kurskorrekturen« ausgelotet (Knapp 1998) und das Terrain von FrauenMänner-Geschlechterforschung (Aulenbacher et al. 2006) neu vermessen. Und gelegentlich wird bereits danach gefragt, was »nach der Gender-Forschung« kommt (Casale/Rendtorff 2007) beziehungsweise, ob diese als distinktes akademisches Unternehmen am Ende nicht unmöglich ist (Brown 2006).

Zu hören sind weiterhin Stimmen, die in einer Mélange aus Melancholie und Lakonik feststellen, Feminismus habe »an Aura und Glanz« verloren (Janshen 2000: 13), oder die befürchten, die Debatte um eine Neubestimmung der Kategorie »Geschlecht« könne sich als »Schwanengesang« des Feminismus erweisen« (Maihöfer 1995: 12). Offensiv treten im Unterschied dazu diejenigen auf, die entschieden den Abschied von als überholt angesehenen feministischen Perspektiven und Positionen fordern. Hier ist davon die Rede, die »ältere feministische Forschung« sei ausschließend und ausgrenzend gewesen (Braun/Stephan 2000: 10 f.), oder das »sogenannte post-feministische Denken« sei mit seinem dezentrierten, den heterogenen und pluralen Lebenslagen von Frauen (und Männern) angemesseneren Begriff von Geschlecht der gegenwärtigen Situation »um eini-

ges angepasster als die ahistorische Geschlechterontologie des »klassischen« Feminismus« (Heintz 1993: 37). Zur Debatte stehe deshalb, »ob der Geschlechterdifferenz tatsächlich beziehungsweise immer noch der Status einer Leitdifferenz zugesprochen werden kann« (Meuser 1999: 151). Und wiederum andere sprechen von einem »Paradigmenwechsel« (Hassauer 1994) im feministischen Denken oder von einem *gender turn*, durch den »essentialistische Geschlechterkonstruktionen« und die mit diesen Konstruktionen verbundenen theoretischen und politischen Begrenzungen überwunden und neue, notwendige Differenzierungen und Allianzen formuliert werden könnten (Baisch et al. 2002: vii).

Ungeachtet davon, wie unterschiedlich, ja sogar einander widersprechend diese Diagnosen ausfallen, verweisen sie doch alle auf eine spezifische Stärke von Feminismus, nämlich scheinbare Gewissheiten immer wieder neu zu verhandeln und dabei auch sich selbst in Frage zu stellen. Und das gilt nicht nur für das feministische Denken, sondern auch für dessen institutionalisierte Gestalten wie den akademisch gewordenen Feminismus. Dennoch sind gerade für den akademisch gewordenen Feminismus zwei Untersuchungsdesiderate anzumerken, auf die hin die folgenden Ausführungen orientiert sind: Zum einen fehlen noch immer systematische Analysen von dessen institutioneller Bedingtheit wie auch des Wechselverhältnisses von institutionellem und intellektuellem Geschehen. Zum anderen liegen nur wenige Untersuchungen zu der Frage vor, wie die jeweilige gesellschaftliche und wissenschaftspolitische Konstellation die Handlungsmöglichkeiten von Feminismus strukturiert und welche Implikationen dies für das feministische Kritikprojekt – verstanden als Projekt der Aufdeckung der Beziehungen von Macht und Wissen – hat.¹

Zwar kann auch im Rahmen dieses Beitrages eine solche kritische Institutionalisierungsgeschichte des akademisch gewordenen Feminismus nicht geleistet werden; im Anschluss an Bourdieus Ausführungen zu einer »klinischen Soziologie« (Pierre Bourdieu 1998) sollen daher lediglich einige Aspekte einer derartigen Untersuchung des akademischen Feminismus vorgestellt und diskutiert werden.² Schwerpunkt meiner Ausführungen wird die theoriegeleitete Konturierung



einer Analytik sein, die mit Adrienne Rich (1986) *politics of location* genannt werden kann. Denn um dem Anspruch gerecht werden zu können, ein Projekt der Kritik des Zusammenhangs von Macht und Wissen zu sein, gilt es zu verstehen, wie die Anstalten der Wissenschaft den akademischen Feminismus ermöglicht und zugleich um- und begrenzt haben, welche Beziehungen also zwischen bestimmten Orten und den dort produzierten Diskursen existieren. Im Mittelpunkt einer solchen *politics of location* stehen mithin Fragen, die die institutionelle Bedingtheit des akademischen Feminismus betreffen – und damit auch die Bedingung der Möglichkeit der Überschreitung jener Bedingtheit. Dafür fragt der Beitrag zunächst nach den Konstellationen und Konjunkturen, in denen sich der akademische Feminismus heute artikulieren kann (II.). Im nächsten Schritt wird es darum gehen, genauer zu konturieren, was unter *politics of location* zu verstehen ist, und um welche Fragen es in diesem Zusammenhang gehen sollte (III.). Anschließend werde ich kurz umreißen, welche Aspekte in der Forschung bereits behandelt wurden und welche zu bearbeiten anstehen (IV.). Unter der Perspektive, wie das feministische Projekt den Anspruch, ein Projekt der Kritik zu sein, umsetzen kann, fokussieren die darauf folgenden Abschnitte (V.-VII.) abschließend, verschiedene Dimensionen der Frage von feministischen Handlungsoptionen und -restriktionen im wissenschaftlichen Feld.

II. Konstellationen und Konjunkturen

Die Diagnosen des intellektuellen und institutionellen *state of the art* der Frauen- und Geschlechterforschung sind eingelassen in eine äußerst heterogene und widersprüchlich gefügte diskursive, politische und institutionelle Konstellation. Diskursiv ist diese gegenwärtig einerseits bestimmt von einem Phänomen, das im englischsprachigen Raum seit Langem unter dem Namen *False Feminist Death Syndrome* bekannt ist, nämlich Feminismus als überholtes, erbärmliches Auslaufmodell der Geschichte darzustellen, um die Gerechtigkeitsanliegen von Frauen abzuwehren – und dies hierzulande ironischerweise verstärkt, seit gerade christdemokratische Politikerinnen sich daran gemacht haben, bundesdeutsche Geschlechterarrangements auch institutionell zu modernisieren.³ Flankiert werden jene offen antifeministischen und oft ebenso misogynen wie homophoben Tiraden von subkutan wirken-

den Versuchen, den nicht nur gefühlten Erosionen im Geschlechterverhältnis durch den Griff in das Arsenal des biologisch fundierten Determinismus Herr zu werden.⁴ Während hier wohl aus Gründen politischer Opportunität offensive Infragestellungen von Geschlechtergerechtigkeit und Gleichberechtigung zwar vermieden werden, wird zugleich die Unhintergebarkeit von wie auch immer »natürlichen« Geschlechterdifferenzen hervorgehoben. Allerdings verzichten auch diese biologisierenden Argumentationen, mit dem Hinweis, dass Feminismus hinsichtlich der Veränderbarkeit von Geschlechtsidentitäten irrt, nicht darauf, diesen in seine historischen Schranken zu weisen.

Gilt hier also die Verona-Maxime⁵, dass am Besten fährt, wer sich von Feminismus distanziert, so eilen sich andererseits heute nicht wenige, Feminismus zu reklamieren. Hier wartet der Chor feministischer Stimmen mit überraschenden Tonlagen auf. Familienministerin Ursula von der Leyen beispielsweise findet »konservativen Feminismus« einen spannenden Begriff, F-Klässlerin Thea Dorn sinniert über einen neoliberal angehauchten »bürgerlichen Feminismus« und die FDP-Politikerin Silvana Koch-Mehrin verfasst gar unter dem *old school*-feministischen Titel *Schwestern* (2007) eine »Streitschrift für einen neuen Feminismus«. So unterschiedlich diese Neubestimmungen von Feminismus zunächst scheinen mögen, was sie eint, ist dessen Reformulierung als Projekt der Förderung weiblicher Eliten im Namen von Geschlechtergerechtigkeit.

Die Bestrebungen, Feminismus neu zu definieren, ebenso wie die heterogenen Abwehrbewegungen und Verabschiedungsgesten, aber auch der feministisch-akademische Selbstverständigungsdiskurs sind indes vor allem emblematisch zu verstehen. Zum einen sind sie als Zeichen für die gegenwärtigen Bestrebungen zu lesen, Feminismus historisch zu verorten, zum anderen indizieren sie, wie nachhaltig feministische Bewegungen in die Geschlechterordnung und die patriarchalen Tiefenstrukturen unserer Gesellschaften eingegriffen und Geschlechterverhältnisse verändert haben.

Diese ambivalente Position von Feminismus, als überholt zu gelten und zugleich erfolgreich gewesen zu sein, beschreibt die britische Feministin Lynne Segal lakonisch als »passé, predictable, prosaic; yet the common sense of our age« (Segal 2000: 3). Und die britische feministische Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie



argumentiert, die gegenwärtige Situation von Feminismus zeichne sich durch eine eigentümliche Koexistenz zweier sich scheinbar widersprechender Phänomene aus. Einerseits würde Feminismus als politische Bewegung von Frauen und als kritisches Erkenntnisprojekt vehement zurückgewiesen, geschmäht, ja »geradezu gehasst« (McRobbie 2003: 648). Andererseits seien die feministischen Themen und Anliegen Teil historischer Wirklichkeit, Teil des »gesunden Menschenverstandes« geworden. Der Preis, den Feminismus dafür entrichte, politisch und institutionell berücksichtigt zu werden, sei daher, zugleich als historisch überholt positioniert zu werden: »Damit dem Feminismus Rechnung getragen werden kann, muss er als bereits verstorben betrachtet werden« (ebd.: 657).

Dass Feminismus tatsächlich Teil historischer Realität geworden ist, Element institutioneller Vorgaben und damit politisches Handeln strukturierend, zeigt sich an einer Vielzahl von Entwicklungen und Phänomenen. Die »Verstaatlichung« von Frauenpolitik seit den 1980er Jahren, eine Fülle von Gesetzen und Verordnungen, die die Gleichstellung der Geschlechter zum Ziel haben, eine international stetig wachsende Zahl von Regierungs- und Nicht-Regierungsorganisationen, die mit der Durchsetzung von »Frauenrechten« befasst sind, sowie supranationale (EU) und nationale Politiken des *Gender Mainstreaming* sind dafür wohl die herausragenden Beispiele. Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern gilt zudem den meisten Frauen und Männern in den Gesellschaften des Westens heute als umgesetzt respektive zum Greifen nah. Geschlechtsbezogene Benachteiligungen existieren in der Wahrnehmung von (jungen) Frauen und Männern kaum noch beziehungsweise werden als Einzelfälle und nicht als Teil eines allgemeinen Musters gewertet. Dieser Wahrnehmung korrespondiert die auch von Frauen- und GeschlechterforscherInnen vorgetragene Einschätzung, Gleichheit sei als Norm heute sogar weltweit etabliert. Gleichberechtigung, argumentiert beispielsweise Bettina Heintz, sei »nicht eine individuelle, auf westliche Länder und postmoderne Milieus beschränkte Norm«, sondern auf globaler Ebene institutionalisiert und habe so die »Geschlechterverhältnisse weltweit affiziert« (Heintz 2001: 15).

Auch wissenschaftspolitisch gilt in mehreren Hinsichten, dass Feminismus – politisch im Gewand von Geschlechtergerechtigkeit, inhaltlich im Gewand von Genderkompetenz – sowohl im nationalen Rahmen wie

auf EU-Ebene zumindest rhetorisch Teil historischer Wirklichkeit geworden ist.⁶ Davon zeugt beispielsweise das von der Bundesregierung geförderte, regelmäßig verliehene *Total E-Quality Prädikat*⁷, mit dem neben Unternehmen auch Hochschulen ausgezeichnet werden, die sich besonders um Gleichstellung bemühen. Neben strukturell ansetzenden Gleichstellungsbestrebungen und der Entwicklung von personalpolitischen Maßnahmen zur Erhöhung des Frauenanteils in wissenschaftlichen Positionen geht es darüber hinaus im Zuge der Schaffung eines einheitlichen europäischen Hochschulraumes zunehmend auch um die Berücksichtigung so genannter *gender-relevanter Aspekte* in Forschung und Lehre.⁸

Dieser »rhetorischen Modernisierung« (Angelika Wetterer 2003) steht allerdings entgegen, was Sigrd Weigel (1999: 137) präzise als »Dialektik von Ausschluß, Separierung und Integration« beschrieb und damit an eine Diagnose erinnerte, die Theresa Wobbe bereits 1988 formuliert hatte: dass sich nämlich seit Beginn der Förderung von Frauenforschung an der Universität »die Handlungsspielräume für eben diese Forschung wie auch für Wissenschaftlerinnen verschlechtert« hätten (1988: 127). Seitdem es, so lautete das schon damals eher ernüchternde Fazit von Theresa Wobbe, »ein institutionell zugelassenes Wissen über den marginalisierten Status von Frauen« gäbe, radikalisiere sich »die Funktionsweise dieser Marginalisierung« (ebd.). Denn heute würde der Ausschluss im Unterschied zu den 1920er und 1950er Jahren, als die Frauen zwar formal zugelassen, faktisch jedoch weiterhin exkludiert waren, im »Wissen um die ungleichen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern in der akademischen Institution« organisiert (ebd.). »Was wäre«, fragt Wobbe daher abschließend rhetorisch, »wenn sich herausstellt, daß Frauenforschung zu einer Chiffre für die Zugangssperren von Frauen in die akademischen Institutionen geworden ist« (ebd.)?

Rund zwanzig Jahre nach dieser Diagnose ist die Lage des akademisch gewordenen Feminismus noch deutlich komplizierter. Einer beispiellosen Erfolgsbilanz, deren Habenseite in Deutschland mehr als hundert Professuren mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung, etliche grundständige sowie Aufbau-Studiengänge und Graduiertenkollegs, einen ausdifferenzierten Publikations- und Tagungsmarkt verbuchen kann, steht im Soll ein fortwährender Kampf um aka-



demische Anerkennung gegenüber, um Sicherung des institutionell bereits Erreichten sowie der »Verbrauch der Visionen« (Metz-Göckel 2002: 31) im Prozess der Institutionalisierung, in dessen Verlauf Frauen- und Geschlechterforschung »eine Karriereschiene wie alle anderen geworden sei« (ebd.). Pessimistisch betrachtet könnte man argumentieren, dass Feminismus zwar in der Institution angekommen ist; er dafür allerdings den Preis der »Normalisierung zur Normalwissenschaft« gezahlt hat (Holland-Cunz 2001: 47). Mehr noch: folgt man der Argumentation von Wobbe, so ist die Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung womöglich sogar eine konfliktentschärfende Antwort der Institution auf die Forderung nach gleichberechtigter Teilhabe von Frauen an Wissenschaft. Das heißt, Frauen wurde ein eingehegtes Territorium zur Verfügung gestellt, während sie zugleich weiterhin von der gleichberechtigten Teilhabe am Ganzen der Wissenschaft ausgeschlossen sind. Jedenfalls ist trotz der vielfältigen Gleichstellungsbestrebungen deren Tempo allenfalls als Schnecken tempo zu bezeichnen.⁹

III. Politics of Location

Die gesellschaftlichen, politischen, wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Konstellationen und Kräfteverhältnisse, innerhalb derer der akademisch gewordene Feminismus heute agiert und agieren kann, sind also höchst widersprüchlich ineinander gefügt und sie zeitigen ambivalente Effekte. Denn vieles kommt hier aktuell auf widersprüchliche Art und Weise zusammen: Das historische Verblässen von Feminismus und die mehr oder weniger subtilen Umschriften seiner Geschichte; die Versuche, ihn im Zeichen des freien Marktes als Projekt einer selbsternannten F-Klasse zu reartikulieren; und nicht zuletzt die Bestrebungen, ihn im Verbund mit aktuellen Bestimmungen von *gender* als Schlüsselqualifikation sowie des insbesondere im Zuge von *Gender Mainstreaming* gestiegenen Bedarfs nach verwaltungsverwertbarem, im Effekt Zweigeschlechtlichkeit potenziell reifizierendem, Geschlechter-Wissen¹⁰ partiell akademisch einzugemeinden.

Angesichts solcher Dynamiken und Konstellationen, die das Potential haben, feministische Theorie und Praxis insgesamt zu reartikulieren, und im angesprochenen Kontext einer revisionistischen beziehungsweise post- und oft auch antifeministischen Konstellation,

in der Feminismus Teil der realen Gegebenheiten und zugleich geschmäht ist, in der er sowohl karikiert als auch als neo-bürgerliches Eliteprojekt reklamiert wird, in der Frauen- und Geschlechterforschung als Aushängeschild für wissenschaftliche Exzellenz fungieren und zugleich als zu politisiert und damit unwissenschaftlich abgewertet werden kann, scheint es mithin mehr als an der Zeit, die institutionelle und intellektuelle Verfasstheit des akademischen Feminismus in Augenschein zu nehmen und sowohl die Veränderungen zu untersuchen, die dieser im Verlauf seiner rund dreißigjährigen Geschichte erfahren hat, als auch danach zu fragen, welche Aufgabe er heute wahrnehmen kann und soll. Dies gilt umso mehr, als es heute vielerorts der akademische Feminismus ist, der »Feminismus« überhaupt eine Gestalt verleiht und damit einen Feminismus repräsentiert, der als Teil einer gesellschaftlich mächtigen Institution relativ unabhängig von einer sozialen Bewegung zu existieren scheint; ein Feminismus zudem, der in dieser Gestalt womöglich kaum noch von jenem neo-bürgerlichen Projekt der Reformulierung von Feminismus als Eliteprojekt zu unterscheiden ist.¹¹ Dem akademisch gewordenen Feminismus wächst damit eine besondere gesellschaftliche Verantwortung zu. Denn Teil der Institution zu sein, deren Funktion die Produktion von wahrem Wissen ist, das nirgendwo anders in der Gesellschaft produziert werden kann, bedeutet in unseren wissensbasierten Gesellschaften, an den relevanten Sichten der Teilungen von Welt wie an der kulturellen Gedächtnisbildung beteiligt zu sein.

Im Rahmen einer *politics of location* sind angesichts solcher Zusammenhänge eine Reihe von Fragen zu klären. Im Zentrum steht die Frage, was es bedeutet, dass das feministische Kritikprojekt zumindest partiell Teil der in vielen Hinsichten herrschaftsförmig verfassten Institution Wissenschaft geworden ist; einer Institution, deren Ziele eben nicht deckungsgleich mit jenen der feministischen Kritik sind. Im Kontext einer solchen herrschaftsförmig verfassten Institution verändern sich nämlich notwendig die für relevant gehaltenen Ziele und Interessen. Ziel wird es dann zum Beispiel nicht mehr allein sein, die Verfasstheit dieser Institution, die dort herrschenden Regeln und Routinen, ihre »herrschaftlichen In- und Exklusionen« (Holland-Cunz 2001: 50) kritisch zu befragen. Ziel wird es vielmehr auch sein, Kunstfertigkeit im Umgang mit diesen Regeln zu erwerben, um nach ihnen spielen zu können, was für die Teilhabe an der »zirkulären Proliferation« (Judith



Lorber 1999) von Prestige, Reputation und institutioneller Macht für die Zwecke des feministischen Wissens unerlässlich ist.

Worum es vor diesem Hintergrund folglich gehen muss, ist, Rechenschaft darüber zu geben, wie der akademische Feminismus und dessen TrägerInnen in die Sozialität und Dynamik des Ortes Wissenschaft verwickelt sind, wie sie an ihn gebunden sind, wie die Regeln und Routinen dieses Ortes Wissen und Handeln konfigurieren. Die Aufgabe besteht darin, die Dynamik der unterschiedlichen Impulse und Zugkräfte aufzuschlüsseln und die Reibungen zu untersuchen, die aus der Dynamik zwischen den beiden, das feministische Wissensprojekt bis heute zwar wesentlich antreibenden, aber eben widerstrebenden Triebkräften resultieren, nämlich Teil des Ganzen und zugleich kritischer Rand oder gar das ganz Andere sein zu wollen. Die US-amerikanische feministische Theoretikerin Deborah Gordon hat dies bereits in den späten 1980er Jahren als zentrale Herausforderung für das feministische akademische Projekt formuliert:

»As a feminist more and more I feel compelled to know something about people's institutional and disciplinary location [...]. The places we struggle and resist in relationship to different institutions are also something that we need to know more about when we speak with one another. Our disciplinary and academic locations are part of the context we need to be sensitive to. Otherwise, we run the risk of mistaking the most well funded of feminist discourses for all of feminism.« (Gordon 1988)

Abstrakt formuliert geht es also darum, das Paradoxon zu durchdenken, dass sich selbst als »kritisch«, »dissident« oder »widerständig« verstehende Wissensprojekte von etablierten Wissenschaftseinrichtungen und den dort etablierten Reproduktions- und Austauschverhältnissen ermöglicht, produziert und formiert werden. Wie uns Michel Foucault gelehrt hat, ist Wissen nicht nur auf vielfältige Weise verknüpft mit Macht; vielmehr gibt es Wissen nie ohne Macht und Macht nicht ohne Wissen. Genauer: Wissen wird reguliert durch Prozeduren der Macht, »die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken« (Foucault 1991: 17). Allerdings – und darin steckt die Herausforderung – ist gerade die Teilhabe an jenen herrschaftsförmig verfassten Prozeduren die pre-

käre Voraussetzung für die Existenz kritischer Projekte. Auf eine kurze Formel gebracht: Partizipation bedingt Dissidenz, hegt diese jedoch zugleich ein.

IV. Das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung als Forschungsgegenstand

Dass Wissenschaft als Gegenstand des Nachdenkens erst einmal erschlossen werden muss, scheint zunächst nicht einleuchtend, schließlich ist es der Ort, an dem diejenigen, die Wissenschaft betreiben, gewissermaßen heimisch sind, sich also bestens auskennen. Doch es ist eine Sache, an einem Ort zu leben, gar heimisch (geworden) zu sein, sich innerhalb seiner Routinen und Regeln zu bewegen, und eine andere, zu verstehen, was dort geschieht. Tatsächlich haben wir vom sozialen Geschehen in der Wissenschaft oft nur eine ungefähre Vorstellung. Wissenschaft als sozialer Ort und als soziale Praxis ist in vielerlei Hinsicht eine *black box*. Schon die Tatsache, dass es sich um ein soziales Geschehen handelt, ist in der Regel eine wenig willkommene Einsicht. Darüber, wie beispielsweise das unvermeidliche Streben nach wissenschaftlicher Anerkennung mit Assimilation an gegebene institutionelle Routinen oder intellektuelle Hegemonien zusammenhängt, wissen wir bisher erstaunlich wenig. Auch lassen sich WissenschaftlerInnen nur ungern über ihr Tun aufklären: Erkenntnisse etwa aus der Hochschulforschung oder der Wissenschaftssoziologie¹² und Wissenschaftsforschung¹³ werden von einer weiteren wissenschaftlichen Öffentlichkeit eher selten zur Kenntnis genommen – und dies gilt auch im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung.

Noch deutlicher stellt sich die Situation für die Prozesse der Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung dar. Über diese wissen wir vor allem deshalb wenig, weil sie bisher kaum systematisch untersucht wurden: es liegt keine theoriesystematisierende Historiografie feministischen Denkens im deutschsprachigen Raum vor, auch systematische Studien zur Geschichte ihrer Akademisierung sind rar. Macht man sich jedenfalls auf die Suche nach Untersuchungen zum Feld der Frauen- und Geschlechterforschung selbst sowie ihrer Platzierung im gegenwärtigen wissenschaftlichen Feld insgesamt, so fällt vor allem auf, wie wenig neugierig Feministinnen in diesen Hinsichten bisher waren. Nur wenige Forschungen beschäftigen sich etwa mit der Frage, wie es überhaupt dazu kommen konnte,



dass Feminismus akademisch wurde. Auch die in den späten 1970er und den 1980er Jahren vehement geführten Auseinandersetzungen über das Für und Wider der Institutionalisierung sind längst versandet. Nur selten fragen feministische Wissenschaftlerinnen, was in den dreißig Jahren seit den ersten »Frauseminaren« in Berlin, Frankfurt am Main, Münster und München geschehen ist.¹⁴ Ebenso selten wird danach gefragt, wie sich beispielsweise die Selbst-Ideale des akademischen Feminismus, zum Beispiel die Vorstellung, durch besseres Wissen zu Geschlechtergerechtigkeit zu gelangen, zur Faktizität des akademischen Feldes und dessen Anforderungen verhalten. Zwar liegen unzählige Studien vor, die die männliche Geschäftsordnung der Wissenschaft seziert oder deren institutionengeschichtlichen und vergeschlechtlichten Habitus, den Zusammenhang von Fachkultur und Geschlecht oder die formellen und informellen Barrieren und Blockaden, denen Wissenschaftlerinnen begegnen, analysiert haben.¹⁵ Der institutionelle Werdegang der Frauen- und Geschlechterforschung, ihre soziale Binnenstrukturierung, die Anerkennungs- und Verteilungskämpfe, die auf ihrem »eigenen« Territorium stattfinden, die Machtbeziehungen, Herrschaftseffekte, Tyranneien und Seilschaften, die auch in diesem Feld auftreten und anzutreffen sind, fanden dagegen bisher vergleichsweise wenig Beachtung.¹⁶ Auch Fragen danach, wie etwa die akademischen Strukturen und Konventionen das feministische Wissen imprägniert haben, wie die »asymmetrische Geschlechterkultur« (Ursula Müller 1999) an den Hochschulen nicht nur die Karrierechancen von Wissenschaftlerinnen konfiguriert, sondern auch die Erfolgsaussichten von Frauen- und Geschlechterforschung bestimmt, oder wie gegenwärtig neue Formen von *governance* in den Hochschulen, deren Transformation in unternehmerische Anstalten sowie der europaweite Studienreformprozess und die bereits angesprochene verstärkte Nachfrage nach verwaltungsverwertbarem *Gender*-Wissen auch das feministische Wissen affizieren, sind bislang nur in Ansätzen bearbeitet worden.

V. Umstrittene Wissensformation

Einer dieser Fragen will ich mich im Folgenden genauer zuwenden: Was heißt es, dass feministisches Wissen von den etablierten akademischen Strukturen und Prozessen, Regeln und Routinen imprägniert wird? Zunächst gilt festzuhalten, dass die Produktion von

Wissen ein soziales Geschehen und damit prinzipiell als dynamischer, spannungs- und konfliktgeladener Prozess zu verstehen ist. Wenn Wissen also ein Produkt sozialer Aktivität ist, ist es dessen »Natur«, umstritten zu sein. Denn neues Wissen tritt nicht einfach auf und ist dann »da«. Im Gegenteil: Als ein Wissen, das den Status von wissenschaftlichem Wissen beansprucht, muss neues Wissen, also auch das feministische, akademische Glaubwürdigkeit erst erwerben und wissenschaftliche Geltung organisieren. Denn jedes Wissen gilt immer nur für »konkrete Akteure in konkreten Kontexten und in spezifischen Auseinandersetzungen« (Demirovic 1999: 510). Es muss insbesondere auf die Anforderung »Disziplin« als goldene Regel, als *first principle* (Clark 1983: 35) von Wissenschaft antworten, da es Disziplinierung ist, verstanden als »normativ geforderte Selbstbeschränkung«, die allein den »Aufstieg einer Wissensproduktion in den Kreis der universitär etablierten Wissenschaften« ermöglicht (Rehberg 2000: 35).

Neuem Wissen wird also nicht einfach, weil es »besseres« Wissen ist und es inhaltlich überzeugt, Anerkennung gewährt; es muss vielmehr bestimmte Bedingungen erfüllen, um als wissenschaftliches Wissen gelten zu können, um beispielsweise als einer bestimmten Disziplin zugehörig erkannt zu werden. So muss der Bezug zu einer bestimmten Gegenstandsebene gewährleistet sein, es muss ein bestimmtes begriffliches oder technisches Instrumentarium zum Einsatz kommen und die Aussagen müssen sich in einen bestimmten, hegemonialen theoretischen Horizont einfügen, weswegen das Wissen der Frauen- und Geschlechterforschung seinen Referenzrahmen heute womöglich eindeutiger innerhalb des jeweiligen disziplinären Mainstream findet als in außerhalb der Akademien produziertem feministischen Wissen. Es muss sich in einem Feld bewähren, das vorgeblich zwar den Leitbildern von Objektivität und Wahrheit folgt, das zugleich aber sozial extrem strukturiert und reguliert ist. Es muss sich in einem System durchsetzen, dessen Selbstverständnis an einer für neutral und universal gehaltenen Norm von Leistungsgerechtigkeit orientiert ist, das aber auch von einem über zugeschriebene Merkmale regulierten Ungleichheitssystem überlagert zu sein scheint. Ebenso wenig wie fachliches Können allein nicht ausreicht, um innerhalb des wissenschaftlichen Feldes aufsteigen zu können, reicht es darüber hinaus nicht aus, dass ein neuer Erklärungsanspruch logisch überzeugend und triftig argumentiert ist, um erfolgreich zu sein. Was für



den individuellen Erfolg von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gilt, dass es nämlich ebenso sehr wie auf Qualifikation und wissenschaftliche Produktivität auf soziale Anerkennung innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft ankommt, gilt auch für die Chancen neuen Wissens.

Feministisches Wissen muss sich zudem in Organisationen durchsetzen, die mit einer vergeschlechtlichten »Geschäftsordnung der Wissenschaft« (Hassauer 2002: 52), aufwarten können und in denen Annahmen, dass Wissenschaft eine »männliche« Tätigkeit und Wissenschaftler Männer sind, folglich intensiv konserviert werden. Es ist jene noch immer auf vielen Ebenen wirksame »Geschäftsordnung«, die »eine Geschlechterordnung« ist, und »der in dreitausend Jahren abendländischer Zunftordnung eine geschlechtsabstinente symbolische Ordnung nicht gelingen will« (ebd.: 52), die nicht zuletzt auch den Möglichkeitsraum reguliert, innerhalb dessen der akademische Feminismus agieren kann. Zwar existiert eine geschlechtsbezogene stabile Exklusivität der Wissenschaft heute nicht mehr und Geschlecht ist als Ordnungsprinzip in vielen Fällen kontextgebunden modifiziert. Das heißt aber nicht, dass die Geschlechterordnung in der Wissenschaft verschwunden wäre. Vielmehr haben wir es mit einem komplexen Nebeneinander von Inklusion und Exklusion, von »rhetorischer Präsenz und faktischer Marginalität« (Angelika Wetterer 1994; 1998) von Gleichheitsdiskursen und asymmetrischer Geschlechterkultur zu tun, die eine Vielfalt von Formen und Intensitäten geschlechtlicher Differenzierung und Ungleichheit erzeugen und die es ungleich komplizierter machen, widerständig oder subversiv zu agieren. Denn wo der akademische Feminismus zugleich eingemeindet und abgewertet ist, wo auch feministische Wissenschaftlerinnen akademisches Terrain und wissenschaftlichen Einfluss zu verteidigen haben, sind klare Scheidelinien zwischen »uns« und »denen« nicht mehr zu haben, ist neben dem fortwährenden Ringen um Anerkennung und Legitimität für das feministische Wissen eben auch die Reproduktion einer asymmetrischen Struktur Teil der Interessen von Frauen- und Geschlechterforscherinnen.

Betrachten wir in diesem Zusammenhang die Reichweite des *feminist turn* und fragen, in welchem Maße die feministische Intervention die verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen verändert hat, so ist die Einschätzung von Judith Stacey und Barrie Thorne aus

dem Jahr 1985, dass es nämlich nicht allein auf das von Feministinnen produzierte Wissen ankomme, sondern auch auf dessen Akzeptanz, wohl noch nicht überholt.¹⁷ Feststellbar ist quer durch das Fächerspektrum eine (unterschiedlich tiefe) Kluft zwischen dem Niveau der institutionellen Verstetigung von Frauen- und Geschlechterforschung einerseits und dem Grad der Akzeptanz ihrer Ansätze, Konzepte und Debatten andererseits. Die Geschichte der Etablierung des akademisch werdenden Feminismus kann zwar durchaus als Erfolgsgeschichte erzählt werden – und in vielerlei Hinsicht ist sie auch eine. Sieht man jedoch genauer hin, ergibt sich ein deutlich heterogeneres Bild. Zwar sei, so Karin Hausen, das »Projekt der feministischen Wissenschaftskritik nach Inhalt, Reichweite und Anspruch zweifellos bemerkenswert« (Hausen 1997: 206). Doch entsprechend bemerkt werde es nicht: »Die in über zwanzig Jahren in der internationalen Forschung erzielten Ergebnisse, methodischen Erfahrungen und theoretischen Einsichten der Frauen- und Geschlechterforschung erfreuen sich keineswegs allgemeiner Aufmerksamkeit, prinzipieller Akzeptanz, kritischer Auseinandersetzung und Verbreitung in der scientific community« (ebd.). Die »Matrix des Wissens«, argumentiert Friederike Hassauer, sei in der »Autorität ihrer Schemata und Modelle, ihrer leitenden Werte und musterhaften Problemlösungen wissenschaftsgeschichtlich gerade eben erst an den Rand des *gender turn* und damit an den Rand des alten patriarchalen Paradigmas gerückt« (Hassauer 2002: 55). Ähnlich skeptisch äußerten sich angesichts der Transformationen der ostdeutschen Hochschulen Ulla Bock und Hilge Landweer Mitte der 1990er Jahre. Wenn es heiße, so ihr damaliges Fazit, dass Frauen- und Geschlechterforschung hoffähig geworden sei, so würde »dabei übersehen, dass in den offiziellen Debatten um die zukünftige Hochschulstruktur und um die Planung der Universitäten – gerade auch in den neuen Bundesländern – Frauenforschung an den Rand des Kanons der Wissenschaften verwiesen bleibt« (Bock/Landweer 1994: 99).

Aufs Ganze gesehen haben die extensiven intellektuellen Entwicklungen im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung die jeweiligen disziplinären Curricula und Axiomaten jedenfalls nur begrenzt aus dem Rhythmus gebracht. Obwohl hier zwischen den Disziplinen erhebliche Differenzen und Ungleichzeitigkeiten feststellbar sind, kann doch davon gesprochen werden, dass diese in der Mehrzahl von einer genuinen Berücksichtigung



von Fragen der Vergeschlechtlichung in politischen, sozialen, kulturellen, individuellen oder technologischen und naturwissenschaftlichen Prozessen immer noch weit entfernt sind. Möglich war dagegen in vielen Fächern die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung als »Bindestrichgebiet«, als »anerkannte Nebensache« (Sünne Andresen 2001); entstanden ist eine Reihe von disziplinären feministischen Mikrokosmen, in denen, wie Birgit Sauer für die Politikwissenschaft argumentiert, die geschlechterforscherische Aufarbeitung der Teilgebiete des jeweiligen Faches stattfand, ohne dass dies die Kerne der Fächer nachhaltig tangiert hätte (vgl. Sauer 2003: 31).

Das sich neu artikulierende feministische Wissen muss sich also in einer sedimentierten disziplinären Ordnung – in der »Disziplin« das Eintrittsbillet darstellt – gegenüber bereits etabliertem wissenschaftlichem Wissen behaupten, welches allerdings selbst durch den neuen Wissensanspruch herausgefordert und bestritten wird. Doch gegen diese Herausforderung wird sich das etablierte Wissen verteidigen – und zwar weniger durch absolute Exklusion oder durch Verteidigung der eigenen Grenzen und vollständiger Verweigerung von Anerkennung, als durch die Gewährung eines »eigenen« Territoriums, eines »eigenen Zimmers« (Virginia Woolf 1978) – Sigrid Weigel hat in diesem Zusammenhang gar von »Frauenforschung als Quarantänestation« gesprochen (1999: 137). Nicht repressiv und ausschließend, sondern produktiv und einschließend setzt sich mithin die etablierte Wissenschaft gegen die feministische Herausforderung zur Wehr: durch marginalisierende Integration und Assimilation, durch Form(at)ierung und Sozialisierung, durch Normalisierung und Disziplinierung der neuen AkteurInnen und des neuen Wissens.

Insofern also die akademischen Einrichtungen Frauen- und Geschlechterforschung ermöglicht und zugleich um- und begrenzt haben, und jeder Ort, dessen Regeln und Routinen, Spuren in dem dort produzierten Wissen hinterlässt, können wir uns nicht darauf verlassen, dass die »relative« Fremdheit feministischer Wissenschaftlerinnen als Neuankömmlingen in der institutionengeschichtlich männlich codierten Welt der Wissenschaft eine hinreichende Quelle der kritischen Distanzierung von den vermeintlichen Selbstverständlichkeiten der akademischen Lebenswelt ist. Zudem ist die Welt der Wissenschaft nicht nur männlich codiert, wodurch Wissenschaftlerinnen gewissermaßen über einen historisch

gewachsenen, »natürlichen« Reflexionsvorteil – jenen berühmten »Scharfblick der Ausgeschlossenen« (Pierre Bourdieu 1997) – verfügen würden. Im Gegenteil: Die Welt der Wissenschaft ist zum Beispiel auch imprägniert von heteronormativ und rassistisch chiffrierten Verhältnissen, die über Autorität und Autorisierung (mit) entscheiden. Wissenschaft ist, wie jeder soziale Kosmos, ein Ort von Kämpfen, in denen verhandelt wird, was als legitimer Gegenstand oder als angemessene Theoretisierung gilt und was nicht. Und an diesen Kämpfen nehmen auch Frauen- und GeschlechterforscherInnen als Akteure mit je eigenen Interessen teil. Das Motiv, eine »andere«, »gerechte« oder »kritische« Wissenschaft zu betreiben, ist demzufolge weder immun gegenüber den institutionellen und diskursiven Kontexten, in denen es behauptet wird und sich behaupten muss, noch gegenüber dem, was Irene Dölling (2004: 75) mit Bourdieu die auch in den Erkenntnismitteln steckenden »sanften« Formen symbolischer Gewalt« nennt.

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit liegen mithin die Mühen der Ebene. Aus einer Position der Marginalität kann nicht umstandslos auf widerständige Erkenntnis oder gar emanzipatorische Praxis geschlossen werden. Das politische Projekt der »Herrschaftsabsage« (Christina Thürmer-Rohr 1995) übersetzt sich nicht zwingend in ein Projekt »kritischer Wissenschaft«; ebenso wenig schließt das intellektuelle Projekt einer kritischen Theorie notwendig eine institutionelle Praxis ein, in der Marginalisierung und Segregierung, Normalisierung und Disziplinierung keine Rolle spielen. Tatsächlich kann die Positionierung an den Grenzen gerade hegemoniale Anordnungen von Zentrum und Peripherie bestätigen oder neue installieren statt sie wirkungsvoll zu unterlaufen. Ebenso kann die wie auch immer bescheidene Integration in abgelagerte herrschaftliche Strukturen kritische Potentiale erschöpfen und gegenkulturelle Kräfte binden. Es kann beispielsweise dazu führen, dass das neue Wissensprojekt selbst *gate keeping*-Funktionen gegenüber anderen intellektuellen Innovationen und Kritikansprüchen übernimmt. Der inhaltliche Anspruch der »Herrschaftsabsage« ist insofern zwar eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für ein Kritikprojekt, das den Zusammenhang von Macht und Wissen fokussiert.

Wenn also auch kritische Wissensprojekte und kritische Praxen von historisch gegebenen, institutionellen Bedingungen zwar nicht absolut determiniert, so doch



konfiguriert und begrenzt sind, sind auch kritische Projekte beständig der Gefahr ausgesetzt, fremde Zwecke zu erfüllen und so eine andere als die intendierte oder imaginierte Form und Richtung anzunehmen. »Emanzipatorische Praxis«, so die Soziologin Edit Kirsch-Auwärter (1996: 28), kann »unfreiwillig affirmativ werden« und selbst »widerständige Repräsentationen können noch ausgrenzende, hegemoniale Instrumente« sein. Wir können also aus kritischen Wissensprojekten niemals vollständig und ausschließlich kritische Projekte machen, sie werden immer auch regulierende Projekte sein. Denn die Stellung im Feld, von der aus wir agieren können, haben wir nicht selbst geschaffen, diese bewegt und disponiert uns aber dazu, wie Bourdieu ausführt, »die von der Logik des Feldes aus gesehen relevanten Unterscheidungen zu treffen« (Bourdieu 1999: 360). Das heißt beispielsweise, dass ein feministischer Text, der zwar inhaltlich innovativ ist, womöglich das feministische Denken wesentlich bereichert hat, aber gängige akademische Konventionen nicht erfüllt, kaum noch eine Chance hat, in einer wissenschaftlichen Zeitschrift im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung publiziert zu werden; es heißt beispielsweise, dass feministische Wissenschaftlerinnen mittlerweile primär für andere Wissenschaftlerinnen und nicht für ein außerakademisches feministisches Publikum schreiben.

Dabei geht es nicht darum, das feministische Wissensprojekt auf Kämpfe um Territorien und Geltungsansprüche, Prestige und Ressourcen zu reduzieren. Denn die »interne« Umstrittenheit, die »»heiß« epistemische Kultur«, die »dissonante Vielstimmigkeit« (Knapp 2003: 241 f.) der feministischen Diskurskonstellation ist vor allem zu sehen als Effekt sowohl der Auseinandersetzung des Feminismus »mit den verschiedenen Institutionen, Diskursen und Praktiken, die das Soziale konstituieren« (de Lauretis 1993: 99) als auch Effekt der selbstkritischen Reflexion dieser theoretischen und politischen Auseinandersetzung mit dem sich wandelnden Sozialen sowie den damit im Zusammenhang stehenden eigenen »internen« selbstkritischen Prozessen.¹⁸

Die Umstrittenheit des feministischen Diskurses ist folglich nicht Ausdruck der mangelnden Reife feministischer Wissensproduktion, sie kennzeichnet vielmehr dessen spezifisch reflexive Produktivität; eine Produktivität, die auch in Zukunft das wichtigste Unterpfand sein wird in dem komplizierten Unterfangen, eine an den je gegenwärtigen gesellschaftlichen Widersprüchen

geschärfte kritische feministische Theorie zu sein. Mit anderen Worten: Theorie, die bereit ist, sich auch gegen sich selbst zu wenden, die also bereit ist, die eigene Zeit- und Räumlichkeit – und damit analytische Begrenztheit – zu bedenken.

In epistemischer Hinsicht kann das feministische Wissensfeld auf Grund dieser reflexiven Produktivität daher als paradigmatischer Fall gelten für die Anforderung, der sich heute generell die Produktion wissenschaftlichen Wissens stellen muss, nämlich prinzipiell innerhalb der Doppelstruktur von Aussage und Aussagebedingungen zu operieren. Doch obwohl sich der feministische Diskurs wie keine andere Wissensformation der Aufgabe angenommen hat, danach zu fragen, aus welchen Positionen heraus Menschen Wissen produzieren und distribuieren, wie diese Positionen Wissen affizieren und welcher Status diesem Wissen zukommt, wird bei genauerem Hinsehen deutlich, welche Position erstaunlich wenig kritisch in den Blick genommen wird, nämlich die der (feministischen) WissenschaftlerInnen selbst. Dies ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass sich die Position feministischer WissensproduzentInnen im Kontext einer in drei Jahrzehnten akademisch gewordenen Frauen- und Geschlechterforschung deutlich verändert hat. Diese konnten sich nämlich – wie prekär und widersprüchlich auch immer – in den Anstalten der Wissenschaft beheimaten und sind tendenziell vom Rand in die Mitte gerückt, weshalb Frauen- und GeschlechterforscherInnen der akademischen Wissensproduktion nicht länger als »Fremde«, Außen-seiterInnen oder Marginalisierte gegenüber stehen, die »das (gänzlich negative) Privileg [genießen], von den Spielen, bei denen um Privilegien gestritten wird, nicht getäuscht zu werden und zumindest nicht unmittelbar in sie involviert zu sein« (Bourdieu 1997: 169 ff.) – sofern das jemals eine gültige Beschreibung der Position feministischer WissenschaftlerInnen gewesen ist.¹⁹

VI. Wissenschaft – ein »stahlhartes Gehäuse«?

Doch impliziert die Rede von »herrschaftlichen Einrichtungen«, dass akademische Organisationen tatsächlich als »stahlharte Gehäuse« im Weber'schen Sinne (1993: 153) zu verstehen sind, das heißt als Einrichtungen, in denen nicht anders gehandelt werden kann als es die Organisation vorgibt? Akademische Organisationen mögen zwar extrem vermachtete Räume sein,



die Handlungsmöglichkeiten restringieren und den Individuen ihre Logik zu oktroyieren suchen, gleichwohl funktionieren sie, bildlich gesprochen, nicht ›stahlhart‹, das heißt, sie ermöglichen auch, andere Zwecke zu verfolgen als jene, die der Institution eigen sind. Das Verhältnis von Dissidenz und Partizipation soll daher abschließend noch einmal aufgenommen werden: Wie kann das ›Spiel der Kräfte‹, das Verhältnis von Freiheit und Zwang, von ›Positioniert-Werden‹ und ›sich frei im Spiel bewegen‹, von Kritik und Regulierung, von Transformation und Reproduktion, von feministischer Intervention in Wissenschaft und der ›herrschaftlichen‹ Transformation des Feminismus gedacht werden?

Ausgangspunkt für diese Fragen ist das Argument, dass Wissensbehauptungen ihre Geltung *sozialen* Durchsetzungsstrategien verdanken. Wissenschaft-Machen ist, mit anderen Worten, *konzertiertes* Handeln. Damit ist nicht nur die unauflösbare Verbindung zwischen Macht und Kooperation angesprochen, dass wir also immer auf andere angewiesen sind, um etwas ›in die Tat umzusetzen‹, sondern vor allem, dass es sich dabei um ein *kontingentes* Geschehen handelt. Denn insofern zur Realisierung eines Vorhabens immer die Kooperation anderer nötig ist, ist niemals vollständig absehbar, welche Richtung das eigene Unterfangen nehmen wird. Wie Erhard Friedberg schreibt (1995: 255), ist die ›Durchführung der Vorhaben und ›Unternehmungen‹ von Menschen stets von problematischen (das heißt in bezug auf die Wahrscheinlichkeit ihres Vorhandenseins, ihrer Funktionsweise oder ihres Auftretens unvorhersehbaren) Ereignissen, Verkettungen, Einrichtungen und Instrumenten abhängig« (ebd.) – und dies trifft immer zu, »unabhängig von der Art dieser Vorhaben und Unternehmungen und vom Grad der Entwicklung und Zuverlässigkeit der Apparate und Technologien, auf die sie sich bei ihrem Handeln stützen« (ebd.).

Das ist der undramatische soziologische Hintergrund für die These, dass die Absicht, machtempfindliches Wissen produzieren zu wollen, lediglich eine notwendige, keinesfalls aber zureichende Bedingung nicht nur für das Projekt der feministischen Transformation von Wissenschaft ist, sondern vor allem für das Projekt, anderes, »besseres Wissen« (Donna Haraway 2007) zu produzieren. Denn Absichten sind erstens niemals ausreichend und zweitens niemals immun gegenüber den gesellschaftlichen Strukturen, Prozessen und Institutionen, in denen sie artikuliert werden. Ebenso wenig

verhalten sich diese neutral gegenüber den innerhalb ihrer Grenzen artikulierten Zielen.

Anders gesagt: Zwar entsteht erst durch die Initiative Einzelner oder einer Gruppe etwas Neues, aber es ist von Anfang an nicht *souveräne* Aktivität. Es findet in einer schon existierenden sozialen Welt statt; das, was durch Handeln entsteht, wird in jene vorgefundene Welt hineingesetzt – und ist bereits im Moment seines Erscheinens auf vielfältige Weise von dieser Welt organisiert. Zwar mögen Einzelne etwas Neues beginnen; dauerhaft realisiert werden kann es jedoch nur im Bezug auf die Welt und unter Mit- und damit Einwirkung der (individuellen und institutionellen) Anderen und innerhalb bereits gegebener gesellschaftlicher Verhältnisse, institutioneller Ordnungen und sozialer Grammatiken. Jedes soziale Unternehmen, gleich ob es eine politische Bewegung oder ein akademisch werdendes Wissensprojekt ist, ist daher – da es auf dem Weg von der Inkubation über die Emergenz zur funktionierenden Struktur in soziale Mikrokosmen, in nationale und lokale, kulturelle, wissenschaftliche und politische Konstellationen und Kräfteverhältnisse eingebettet ist und in bereits existierende Netzwerke und Organisationen eintritt – immer schon von einem Überhang an gesellschaftlicher Objektivität konfiguriert.

Wir agieren folglich immer innerhalb gegebener Strukturen und Institutionen, Praktiken und Diskurse. Mehr noch: innovatives Handeln wird überhaupt erst durch den Zugriff auf die gegebenen Regeln und Ressourcen möglich. Diese, den Institutionen eignenden, Regeln und Ressourcen wirken allerdings zugleich auch regulierend und handlungsbeschränkend, insofern nicht alle *denkbaren* Möglichkeiten gleichermaßen wahrscheinlich sind. Menschen sind zudem in ihrem Tun immer kreativ und routinisiert zugleich. Sie agieren habitualisiert, »geschult« – etwa im Sinne der Aneignung von Einstellungen oder dass sie sich als genuiner Teil eines sozialen Gebildes, einer Nation, eines Staates, einer sozialen Bewegung, ›der‹ Wissenschaft, wahrnehmen – und insofern sie die Rationalität dieses Gebildes als gegebene und zu reproduzierende hinnehmen. Sie handeln aber auch kreativ, insofern sie fähig sind, von vorgegebenen Wegen abzuweichen, immer wieder neu anzufangen und zwischen Optionen zu wählen. Sie können auch stillgestellte Möglichkeiten wieder aktivieren und habitualisierte Routinen schlicht nicht mehr bedienen – und somit Institutionen und deren Rituale und Routinen auch ›sterben‹ lassen.



Insofern Institutionen – und das gilt auch für die Institution Wissenschaft – also in der Tat weder als »stahlharte Gehäuse« noch als stets das gleiche Produkt ausspuckende »Apparate« verstanden werden sollten, wenn sie aber auch nicht allein als ermöglichende Struktur begriffen werden können, die gegenüber den Absichten und Zielen ihrer Mitglieder neutral bleibt, wie können wir dann das komplizierte Verhältnis von Ermöglichung und Beschränkung verstehen? Die Einsichten der Kulturanthropologin Mary Douglas (1991) in die Denk- und Funktionsweise von Institutionen helfen hier weiter. Damit Institutionen überhaupt funktionieren, so zunächst Douglas' Ausgangspunkt, bedarf es nicht nur plausibler kognitiver Klassifikationen und beständiger »sozialer Interaktion« (1991: 106), die diese Klassifikationen aufrechterhalten. Institutionen funktionieren, so Douglas, vielmehr erst dann, »wenn ein drittes tragendes Moment hinzukommt, wenn nämlich die moralische Energie der Mitglieder in den Dienst der Institution gestellt wird« (ebd.). Dies bewerkstelligen Institutionen, wie Douglas ausführt, indem sie sich unseres Denkens bemächtigen. Douglas schreibt:

»Institutionen steuern das individuelle Gedächtnis und lenken unsere Wahrnehmung in Bahnen, die mit den von ihnen autorisierten Beziehungen verträglich sind. Sie fixieren Prozesse, die ihrem Wesen nach dynamisch sind, sie verbergen ihren Einfluss, und sie reizen unsere Emotionen zu einem standardisierten Angriff auf standardisierte Fragen. Man füge all dem noch hinzu, daß sie sich mit einer Aura der Richtigkeit umgeben und ihr Netz wechselseitiger Stützung durch unser gesamtes Informationssystem ziehen. Da ist es kein Wunder, wenn sie uns in den Bann ihrer narzißtischen Nabelschau ziehen. Jedes Problem, über das wir nachzudenken versuchen, verwandeln sie automatisch in ihr eigenes Organisationsproblem. Die Lösungen, die sie anbieten, stammen ausschließlich aus dem beschränkten Bereich ihrer Erfahrung. Falls die Institution sich auf Partizipation stützt, wird sie uns antworten: »Mehr Partizipation!« Falls sie auf Autorität basiert, wird sie immer nur antworten: »Mehr Autorität!« Institutionen haben die Megalomanie von Computern, deren gesamte Weltsicht auf ihr Programm beschränkt ist.« (Douglas 1991: 106)

Douglas' Ausführungen legen zunächst eine eher pessimistische Bewertung der Chance nahe, innerhalb von Institutionen transformativ zu agieren. Denn ihre Sicht scheint das Bild des »Apparates« zu bestärken: In-

stitutionen »steuern Gedächtnis«, sie »fixieren Prozesse«, sie restringieren Handlungsoptionen, funktionieren megalomanisch. Doch Douglas lenkt unseren Blick nicht nur auf das, was Institutionen »tun«, oder wie sie denken, beziehungsweise wie sie das, was ihre Mitglieder tun oder denken, strukturieren und in Dienst nehmen. Vielmehr nimmt sie eine Verschiebung vor: Nicht nur handeln die Mitglieder in Institutionen – nur deshalb überdauern diese –; Institutionen werden in Douglas' Ausführungen darüber hinaus sichtbar als soziale Entitäten, die nicht einfach da sind, sondern von ihren Mitgliedern reproduziert werden müssen, damit sie da sind. Zwar gelingt es der Institution, die »moralische Energie« ihrer Mitglieder im Sinne der eigenen Reproduktion zu nutzen. Damit ist diese aber zugleich abhängig davon, dass wir unser Denken, unsere moralische Energie in ihren Dienst stellen. Zwar bilden Institutionen Traditionen und Routinen, kognitive, normative und regulative Verständigungen aus, die die in ihnen möglichen sozialen Handlungen begrenzen, die steuern, was erinnert und was vergessen wird. Zwar haben Institutionen die Tendenz, sich gegen ihre Mitglieder zu verselbständigen, doch, so Douglas entschieden: »Institutionen können keine Ziele verfolgen. [...] Nur Individuen können Absichten verfolgen, bewußt planen und Strategien entwerfen« (ebd.: 150).

Mit Douglas gewinnen wir also eine Perspektive auf Institutionen, mit der diese wesentlich anders denn als mechanische, immer das gleiche Produkt hervorbringende »Apparate« begriffen werden können. Mit einem Begriff von Michel Foucault können wir sie jetzt als bereits strukturierte und ihrerseits strukturierende *Möglichkeitsfelder* beschreiben, in denen gehandelt werden kann – und muss. Das Konzept des »Möglichkeitsfeldes« ermöglicht es, das Verhältnis von Kritik und Regulierung, Transformation und Reproduktion soziologisch entlastet jenseits fundamentaler Oppositionen von Kritik *oder* Regulierung zu denken und fundiert damit – trotz oder gerade wegen Douglas' Einsicht, dass Institutionen, die auf Partizipation gründen, immer mehr Partizipation fordern – den Gedanken, das *Dissidenz Partizipation zur Voraussetzung* hat.

VII. Wissenschaft – ein »Möglichkeitsfeld«?

Als Begriff taucht das Konzept des »Möglichkeitsfeldes« im Kontext von Foucaults letzter Phase der



Entwicklung einer Analytik der Macht auf. Die dieser Analytik von Beginn an inhärente Idee der *Relationalität von Macht* wird hier um eine weitere Dimension ergänzt: Foucault denkt Macht generell als dynamisches ›Spiel‹ nicht-zentralistischer Kräfte, als »zufälliges Spiel der Herrschaftsbeziehungen« (Foucault 2002: 175). Die historisch dominanten Formen erlangen ihre Hegemonie nicht durch meisterhafte Planung oder per Dekret, sondern durch in sehr verstreuten Lokalisationen stattfindende, nicht koordinierte vielfältige Prozesse unterschiedlichster Herkunft, durch Regulierung und Normalisierung noch der geringfügigsten und banalsten Momente sowie vor allem durch Techniken der *gouvernementalité*.²⁰ Diese Techniken umfassen dabei nicht nur die mehr oder minder institutionell organisierte Ausübung von Macht über Individuen und Kollektive, sondern vor allem die Fähigkeit, den Rahmen zu setzen innerhalb dessen Individuen sich verhalten und handeln. Foucault konzipiert Macht folglich als ein *Verhältnis zwischen Handlungsweisen*: »Handeln auf ein Handeln, auf mögliche oder wirkliche, künftige oder gegenwärtige Handlungen« (Foucault 1987: 254). Machtausübung besteht in diesem Modell im »Führen der Führungen« und in der Schaffung der Wahrscheinlichkeit« (ebd.: 255).

Innerhalb eines »Möglichkeitsfeldes« können daher zwar »mehrere ›Führungen‹, mehrere Reaktionen und verschiedene Verhaltensweisen statthaben«, da wir es mit einem stets »offenen Feld von Möglichkeiten« zu tun haben (ebd.). Allerdings sind nicht alle Verhaltensweisen auf Grund einer gegebenen *Rationalitätsordnung*, das heißt der Übereinstimmung von Regeln, Verfahren, Verhaltensweisen und Denkformen mit der Gesamtheit der Bedingungen, unter denen es zu einem bestimmten Zeitpunkt möglich ist, bestimmte Aufgaben anzugehen, gleich wahrscheinlich. Nur bestimmte Verhaltensweisen gelten innerhalb eines Feldes als rational, andere erscheinen dagegen als irrational. Rationalität bezeichnet folglich weniger Vernunft als die innerhalb einer bestimmten Rationalitätsordnung intelligiblen *historischen Praktiken*.²¹ Institutionen sind nun durch eine solche Rationalitätsordnung strukturiert und sie nutzen diese, um das Handeln ihrer Mitglieder zu regulieren: sie geben Regeln und Routinen vor, sie regieren, indem sie das Handeln der AkteurInnen strukturieren, indem sie deren ›Führungen führen‹ – und hier erkennen wir Douglas' Gedanke der Wirkungsweise von Institutionen wieder, dass sie nämlich auf der Basis der ›moralischen Energie‹ ihrer Mitglieder funktionieren.

Durch solche Regeln und Routinen wird Handeln erst sinnvoll: bestimmte Handlungsweisen werden nahe gelegt und andere Handlungen unwahrscheinlich – im Sinne von nicht-rational – gemacht. Sinnvoll ist es dann zum Beispiel Noten zu vergeben und dies im Rahmen einer vorgegebenen, normierten Bewertungsskala zu tun und nicht, für jede/n Studierende/n eine eigene, individuell angepasste Bewertung zu schreiben; sinnvoll ist, sich an eingeführte, disziplinar abgesicherte Standards wissenschaftlichen Schreibens zu halten statt nach neuen oder akademisch nicht (mehr) gebräuchlichen Ausdrucksweisen zu suchen.

Handeln ist also immer schon *organisierte* Aktivität. Und dies gilt auch für das Handeln in der Institution Wissenschaft. Bourdieu spricht hier von der *Eigengesetzlichkeit* des wissenschaftlichen Feldes, in dem zwar die krassesten Zwänge der normalen Welt aufgehoben seien, das aber der Entstehungsort einer neuen Form von Notwendigkeit oder Zwang sei: Die »logischen Zwänge« nähmen hier die »Form von sozialen Zwängen an (und umgekehrt); sie sind in den Köpfen vorhanden, nämlich in Form der Dispositionen, die man in den Disziplinen der *scientific community* erwirbt, sie sind aber auch in der Objektivität des wissenschaftlichen Feldes vorhanden, nämlich in Form von Institutionen wie den Verfahren zur Regelung von Diskussion, Widerlegung, Dialog, vor allem aber vielleicht in Form der – positiven oder negativen – Sanktionen, mit denen das Feld die individuelle Produktion belegt« (Bourdieu 1998: 217).

Doch denken wir das wissenschaftliche Feld als dynamisches Möglichkeitsfeld, als ein Feld, in dem »mehrere ›Führungen‹, mehrere Reaktionen und verschiedene Verhaltensweisen statthaben können« (Foucault 1987: 255), bedeutet das auch, dass wir so, aber auch anders handeln können. Dass wir mit den normativen und regulativen Anforderungen, mit denen wir institutionell konfrontiert werden und uns konfrontieren, streiten können, wir uns ihnen widersetzen, sie aushandeln und ›passend‹ machen können. Neue Repräsentationen vermögen auch neue Aktionsräume zu erschließen. Wo verschiedene Interessen am Werk sind, ist es möglich, das Spektrum der Handlungen und Optionen zu erweitern. Akademische Institutionalisierung muss folglich institutionell weder die Reproduktion gegebener Hierarchien noch intellektuell von hierarchischem, reduktionistischem oder ausschließendem Denken bedeuten. »Anhaltendes Jammern, destruktive Strate-



gien im Umgang mit Autonomie, die Etablierung von Abhängigkeiten anstelle von wertschätzender Kollegialität oder kräftezehrende Konkurrenzszenarien«, so Mechthild Bereswill (2001: 75), »die Institution Wissenschaft mag solche Mechanismen nicht nur fördern, sondern auch fordern; fraglos unterwerfen müssen wir uns aber selbst dann nicht, wenn wir diese Institution zu repräsentieren gelernt haben«.

Sowohl von einer deterministischen Sichtweise, die Handeln lediglich als Funktion von Strukturen begreift, als auch von einer voluntaristischen Perspektive, die suggeriert, wir könnten frei von den »Zwängen der Struktur des Raumes« agieren (Bourdieu 1998: 21), können wir uns damit verabschieden. Umso mehr gilt es, aus der Einsicht Nutzen zu ziehen, dass die von den institutionellen Diskursen und Praktiken ausgehenden Anrufungen in bestimmte Positionen mit dem, was wir daraus machen, niemals identisch sind. Wir können sie ins Leere laufen lassen oder sie neu hervorbringen. Die »Natur« sozialer Ordnungen ist: Kontingenz. Ordnungen können jederzeit durch eine neue Anordnung der Verhaltensweisen in Frage gestellt werden – und dafür kann es die verschiedensten Gründe geben: Neue Gelegenheiten tun sich auf, neue Fähigkeiten ermöglichen die Mobilisierung neuer Ressourcen. Dadurch entsteht eine neue Definition von Wirklichkeit, die es erlaubt, ein neues Kräfteverhältnis aufzubauen, ein neues »Spiel ins Leben zu rufen. Denn die – wenn auch marginale – »Zugehörigkeit zu einem Feld impliziert *per definitionem* die Fähigkeit, in diesem Feld etwas zu bewirken« (Bourdieu/Wacquant 1996: 111). Wissen müssen wir dabei allerdings, dass die Möglichkeit, ein neues Spiel ins Leben zu rufen, die Möglichkeit der Umarbeitung oder Transformation eines Feldes durch strukturelle Zwänge begrenzt und von der »Struktur der objektiven Beziehungen zwischen den Akteuren« bestimmt ist (Bourdieu 1998: 20). Diese Struktur legt fest, was wir tun können und was nicht; sie ist selbst aber wiederum definiert »durch die jeweils augenblickliche Verteilung wissenschaftlichen Kapitals« (ebd.). Und es ist der Umfang dieses spezifischen Vermögens, der »den AkteurInnen ihre Stellung im Feld zuweist« (ebd.), weshalb diese nicht einfach verschieden, sondern nicht gleich sind im Sinne dieser ungleichen Verteilung des in einem Feld relevanten Kapitals.²²

Es ist demnach die Verfügung über das in einem Feld relevante Kapital, das über die Chance entscheidet, dem

eigenen Wissensanspruch zu Geltung zu verhelfen und die intellektuellen wie institutionellen akademischen Strukturen zu verändern; das darüber entscheidet, wer sich Gehör verschaffen und eine Äußerung produzieren kann, die als zum Feld gehörig wahrgenommen werden kann. Gerade deshalb aber können paradoxerweise gerade neue und/oder marginalisierte AkteurInnen, die (noch) über wenig Kapital verfügen, womöglich weniger unabhängig von den Bedingungen und Beziehungen, die sie vorfinden, agieren als bereits etablierte Akteure, die über ein gewichtigeres *Portfolio* verfügen.

Wir haben es also keineswegs mit Prozessen zu tun, denen die neu ins Feld des wissenschaftlichen Wissens eintretenden feministischen AkteurInnen und das neu produzierte Wissen ungeschützt, gleichsam als Opfer der Umstände ausgeliefert sind, auch wenn deren Handlungsmöglichkeiten strukturell eingeschränkt und in vielerlei Hinsichten bereits vorgezeichnet sind. Auch feministische WissenschaftlerInnen assimilieren sich nicht passiv an das sie umgebende neue Umfeld; eigene Ansprüche, Visionen und Ideale werden nicht umstandslos aufgegeben. Vielmehr prägen sie ihrerseits das neue Umfeld, sie produzieren neues Wissen und ordnen existierendes Wissen anders, sie schaffen neue institutionelle Orte und Netzwerke, entwerfen neue Sichtweisen von Welt; die internationale institutionelle Existenz von Frauen- und Geschlechterforschung ist untrüglicher Beleg dafür. FeministInnen wissen also sehr wohl die akademischen Regeln ebenso wie akademische und nicht-akademische Ressourcen zu nutzen, um ihr Anliegen in die Tat umzusetzen und dessen Geltung durchzusetzen. Das zur Verfügung stehende Ensemble institutioneller und intellektueller akademischer Praktiken nutzend, gelingt es ihnen, im wissenschaftlichen Feld eine neue Kräftekonstellation ins Leben zu rufen und (zumindest partiell) Legitimität für ihr Anliegen und ihr Wissen zu erzeugen: einen *feminist turn* zu initiieren. Damit aber etablieren sie sich auch als machtvolle AkteurInnen, die nicht nur das Feld des bereits existierenden Wissens feministisch neu zu ordnen und neue Teilungen hervorbringen wissen, sondern auch als welche, die ihrerseits akademisches Terrain zu verteidigen haben und so selbst zu AkteurInnen der Reproduktion der Institution werden: Wenn sie sich beispielsweise gegenüber neuen Kritikansprüchen wie der queeren oder postkolonialen Kritik positionieren müssen und dafür nicht selten auf jene herrschaftlichen Mechanismen zurückgreifen, deren Kritik und Transformation zum Kern des eigenen



Projektes gehört. Der *feminist turn* der Akademie, mit anderen Worten, ist ohne einen *academic turn* des Feminismus nicht zu haben.

Und wenn das gilt, wenn Kritik und Regulierung zwar spannungsreich, gleichwohl intim miteinander verkoppelt sind, wenn kein gesicherter Index existiert für die Grenze zwischen Veränderung und Anpassung, gilt es umso mehr, die nicht selbst geschaffenen Umstände und Bedingungen, unter denen wir handeln, das heißt: Wissen produzieren, distribuieren und konsumieren, fortwährend kritisch zu untersuchen. Es gilt, die »herrschaftsbedingten Grenzen im eigenen Denken und Handeln« (Kirsch-Auwärter 1996: 44), im Sprechen und Schreiben, Lehren und Publizieren, im institutionellen Agieren und Reagieren beständig neu zu befragen. Denn die Anstrengung, »so genau wie möglich zu bestimmen, wessen und welches Handeln unter welchen Umständen [...] ermöglicht oder beschränkt wird« (Wagner 1995: 15), ist eine unabdingbare Voraussetzung, um der selbst gestellten Aufgabe eines Herrschaft transformierenden Wissensprojektes gerecht werden zu können.

VIII. Fragen zum Text

1. Wofür sind die Diagnosen zum *state of the art* der Frauen- und Geschlechterforschung ein Indiz?
2. Wie lässt sich die aktuelle Positionierung von Feminismus beschreiben?
3. Was ist unter *politics of location* (Adrienne Rich) zu verstehen?
4. In welchen Hinsichten kann davon gesprochen werden, dass Feminismus Teil historischer Wirklichkeit ist?
5. Erläutern Sie, was mit »integrativer Desintegration« (Sigrid Metz-Göckel) beziehungsweise der »Dialektik von Ausschluss, Separierung und Integration« (Sigrid Weigel) von Frauen- und Geschlechterforschung jeweils gemeint ist. Bezeichnet das das Gleiche? In welchen Hinsichten? Wenn nicht, wie lässt sich der Unterschied zwischen diesen beiden Diagnosen beschreiben?
6. Nennen Sie drei Aspekte, die die These erläutern, dass das feministische akademische Wissen umstrittenes Wissen ist.

7. Erläutern Sie die These »Partizipation bedingt Dissidenz, hegt diese jedoch zugleich ein«.

8. In welchen Hinsichten kann davon gesprochen werden, dass Wissenschaft eine *black box* ist?

9. Erläutern Sie die These von Mary Douglas, dass Institutionen auf die moralische Energie ihrer Mitglieder angewiesen sind.

10. Erläutern Sie, was unter »Möglichkeitsfeld« (Michel Foucault) zu verstehen ist.

11. Wieso kann das feministische Wissensfeld in epistemischer Hinsicht als paradigmatischer Fall gelten für die Anforderung, der sich heute generell die Produktion wissenschaftlichen Wissens stellen muss, nämlich prinzipiell innerhalb der Doppelstruktur von Aussage und Aussagebedingungen zu operieren?

12. Teilen Sie die These, dass der feministische Kritikan-spruch darin besteht, die Beziehungen zwischen Macht und Wissen aufzudecken? Erläutern Sie Ihre Antwort.

IX. Links zum Text

Seiten/Portale mit vielfältigen Informationen über Frauen- und Geschlechterforschung sowie Links zu nationalen und internationalen Einrichtungen und Netzwerken der Geschlechterforschung:

<http://www.querelles-net.de>
<http://www.genderinn.uni-koeln.de>
<http://www.gender-in-gestufte-studiengaenge.de>
<http://webh01.ua.ac.be/women/wise>
<http://www.netzwerk-frauenforschung.de>
<http://www.afg-berliner-hochschulen.de>
<http://www.nwsa.org>

X. Literatur

Andresen, Sünne (2001), *Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

– (2007), »Mit Eliteförderung zur Geschlechtergerechtigkeit? Stellungskämpfe von Frauen- und



Geschlechterforscherinnen im Wissenschaftsfeld«, in: Dackweiler, Regina (Hg.): *Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 126-144.

Annuß, Evelyn (1996), »Umbruch und Krise der Geschlechterforschung: Judith Butler als Symptom«, in: *Das Argument* 216, 505-523.

Aulenbacher, Brigitte/Bereswill, Mechthild/Löw, Martina et al. (Hg.) (2006), *FrauenMännerGeschlechterforschung – State of the Art*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Baisch, Katharina/Kappert, Ines/Schuller, Marianne/Strowick, Elisabeth/Gutjahr, Ortrud (Hg.) (2002), *Gender Revisited. Subjekt- und Politikbegriffe in Kultur und Medien*, Stuttgart/Weimar: Metzler Verlag.

Bereswill, Mechthild (2001), »Kritische Wissenschaft als selbstreflexiver Prozeß«, in: Ursula Hornung/Sedef Gümen/Sabine Weilandt (Hg.), *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. ReKonstruktionen der Geschlechterordnung*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 73-77.

– (2004), »Gender als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik«, in: Michael Meuser/Claudia Neusüß (Hg.), *Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 52-70.

Berlin-Kommuniqué (2003), Den Europäischen Hochschulraum verwirklichen. Kommuniqué der Konferenz der europäischen Hochschulministerinnen und -minister am 19. September 2003 in Berlin (http://www.bologna-berlin2003.de/pdf/Communique_dt.pdf) (zuletzt angesehen: 27.08.2007).

Bilinski, Merle (2007), »Wissenschaft und Geschlecht im Kontext sozialer Machtverhältnisse. Ein Vergleich von Deutschland und Portugal«. GPO-Text

Bock, Ulla/Landweer, Hilge (1994), »Frauenforschungsprofessuren. Marginalisierung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften«, in: *Feministische Studien* 12/1, 99-109.

Bourdieu, Pierre (1997), »Die männliche Herrschaft«, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 153-217.

– (1998), *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*, Konstanz: UVK.

– (1999), *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

– (2001), *Meditationen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. (1996), *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.) (2000), *Gender Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar: Metzler Verlag.

Brown, Wendy (2006 [1997]), »Die Unmöglichkeit der Women's Studies«, in: Gabriele Dietze/Sabine Hark (Hg.), *Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie*, Königstein: Ulrike Helmer Verlag.

Bund-Länder-Kommission (Hg.) (2000), *Frauen in der Wissenschaft – Entwicklung und Perspektiven auf dem Weg zur Chancengleichheit*, Heft 87, Bonn.

Bund-Länder-Kommission (Hg.) (2003), *Frauen in Führungspositionen an Hochschulen und außerhochschulischen Einrichtungen*, Heft 109, Bonn.

Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.) (2007), Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld: transcript.

Clark, Burton R. (1983), *The Higher Education System: Academic Organizations in Cross-National Perspective*, Berkeley/Los Angeles: UP California.

Demirovic, Alex (1999), *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Dölling, Irene (2004), »Männliche Herrschaft als paradigmatische Form der symbolischen Gewalt«, in:



Margareta Steinrücke (Hg.), *Pierre Bourdieu. Politisches Forschen, Denken und Eingreifen*, Hamburg: VSA Verlag, S. 74-90.

Douglas, Mary (1991), *Wie Institutionen denken*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995), *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt am Main/New York: Campus.

Foucault, Michel (1987), »Das Subjekt und die Macht«, in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow (Hg.), *Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik*, Frankfurt am Main: Athenäum, S. 243-261.

– (1991), *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main: Fischer.

– (1992), *Was ist Kritik?*, Berlin: Merve.

– (1999), *In Verteidigung der Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

– (2002 [1971]), »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«, in: ders., *Dits et Ecrits. Schriften*, Bd. II 1970-1975, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 166-190.

– (2004a), *Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

– (2004b), *Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Frankfurter Frauenschule (Hg.) (1994), *Zur Krise der Kategorien. Frau – Lesbe – Geschlecht*, Frankfurt am Main: Selbstverlag.

Friedberg, Erhard (1995), *Ordnung und Macht. Dynamik organisierten Handelns*, Frankfurt am Main/New York: Campus.

Gordon, Deborah (1988), Panel Discussion 2, in: *Inscriptions* 3-4, Special Issue »Feminism and the Critique of Colonial Discourse«, http://humwww.ucsc.edu/Cult-Studies/PUBS/Inscriptions/vol_3-4/panel2.html.

Haraway, Donna (2007 [1988]), »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: Sabine Hark (Hg.), *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, Wiesbaden: VS Verlag, 305-322.

Hark, Sabine (2005), *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

– (2007), »Vom Gebrauch der Reflexivität. Für eine »klinische Soziologie« der Frauen- und Geschlechterforschung«, in: *Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung* Bd. 12: »Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung«, Göttingen: Wallstein Verlag, 39-62.

Hark, Sabine/Kerner, Ina (2007a), »Der Feminismus ist tot? Es lebe der Feminismus! Das »False Feminist Death-Syndrom««, in: *Querelles-Net*: <http://www.querelles-net.de/forum/forum21/harkkerner.html>.

– (2007b), »Konstruktionsfehler in der F-Klasse«. In: *Freitag* 18, 4. Mai 2007, 17.

– (2007c), »Eine andere »Frau« ist möglich«, in: *Freitag* Nr. 30, 27. Juli 2007, 17.

Hassauer, Friederike (1994), *Homo. Academica. Geschlechterkontrakte, Institution und die Verteilung des Wissens*, Wien: Passagen.

– (2002), »Die Matrix des Wissens. Autorität und Geschlecht«, in: *Freiburger Frauenstudien* 12, 49-77.

Hausen, Karin (1997), »Frauenforschung als Wissenschaftsreform«, in: Sabine Lang/Birgit Sauer (Hg.), *Wissenschaft als Arbeit – Arbeit als Wissenschaftlerin*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 203-210.

Heintz, Bettina (1993), »Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter«, in: Elisabeth Bühler et al. (Hg.), *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz*, Zürich/Dortmund: efef-Verlag, S. 17-49.

– (2001), »Geschlecht als Un-Ordnungsprinzip. Entwicklungen und Perspektiven der Geschlechtersoziologie«,



in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, Sonderheft 41, 9-29.

Holland-Cunz, Barbara (2001), »Zwanzig Jahre wissenschaftliche Revolution? Über Normalisierungen und Zukunftswege der feministischen Forschung«, in: Ursula Hornung/Sedef Gümen/ Sabine Weilandt (Hg.), *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. ReKonstruktionen der Geschlechterordnung*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 42-55

– (2003a), *Die alte neue Frauenfrage*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

– (2003b), »Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der normal science«, in: Renate Niekant/Uta Schuchmann (Hg.), *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis*, Opladen: Leske + Budrich, 27-50.

Hornung, Ursula (2007), »Soziale Ungleichheit versus soziale Differenzierung: Paradigmenwechsel feministischer Theoriebildung«. In: Dackweiler, Regina (Hg.): *Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 29-48

Hornung, Ursula/Gümen, Sedef/Weilandt, Sabine (Hg.) (2001), *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. ReKonstruktionen der Geschlechterordnung*, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Janshen, Doris (2000), »Blickwechsel. Ein neuer Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung«, in: dies. (Hg.), *Blickwechsel. Der neue Dialog zwischen Frauen- und Männerforschung*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 11-21.

Kerner, Ina (2007), »Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus« (http://web.fu-berlin.de/gpo/ina_kerner.htm).

Kirsch-Auwärter, Edit (1995), »Kulturmuster organisationalen Handelns am Beispiel wissenschaftlicher Institutionen«, in: Angelika Wetterer (Hg.), *Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 72-83.

– (1996), »Anerkennung durch Dissidenz. Anmerkungen

zur Kultur der Marginalität«, in: Ilse Modelmog/dies. (Hg.), *Kultur in Bewegung. Beharrliche Ermächtigungen*, Freiburg: Kore, 25-48.

Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1998), *Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne*, Frankfurt am Main/New York: Campus.

Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Baptiste (1972), *Das Vokabular der Psychoanalyse*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lauretis, Teresa de (1993), »Der Feminismus und seine Differenzen«, in: *Feministische Studien* 11/2, 96-102.

Lorber, Judith (1999), *Gender-Paradoxien*, Opladen: Leske + Budrich.

Maihofer, Andrea (1995), *Geschlecht als Existenzweise*, Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.

Martin, Biddy (1997), »Success and Its Failures«, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies* 9/3, 102-131.

McRobbie, Angela (2004), »Wozu Mütter und Väter? Judith Butler, Antigones Verlangen. Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Neuordnung der Verwandtschaftsverhältnisse, Verwerfung des Feminismus«, in: *Das Argument* 252, 648-657.

Metz-Göckel, Sigrid (1993), »Frauen in akademischen Berufen«, in: Claudia Koppert (Hg.), *Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen*, Berlin: Orlanda, 128-146.

Meuser, Michael (1999), »Multioptionale Männlichkeiten? Handlungsspielräume und habituelle Dispositionen«, in: Claudia Honegger/Stefan Hradil/Franz Traxler (Hg.), *Grenzenlose Gesellschaft* (Teil 2), Opladen: Leske + Budrich, 151-165.

Müller, Ursula (1999), »Asymmetrische Geschlechterkultur in der Hochschule«, in: Aylä Neusel/Angelika Wetterer (Hg.), *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse in Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 135-160.



Rehberg, Karl-Siegbert (2000), »Erfahrungswissenschaft und Medium der Reflexion – Thesen zur soziologischen Kompetenz«, in: Christiane Funken (Hg.), *Soziologischer Eigensinn. Zur »Disziplinierung« der Sozialwissenschaften*, Opladen: Leske + Budrich, 30-48.

Rich, Adrienne (1986), »Notes Towards a Politics of Location«, in: dies., *Blood, Bread and Poetry. Selected Prose 1979-1985*. London: Virago Press, 210-232.

Saar, Martin (2007), *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*, Frankfurt am Main/New York: Campus.

Schmerl, Christiane (2006), *Und sie bewegen sich doch – Aus der Begegnung von Frauenbewegung und Wissenschaft*, Tübingen: dgvt-Verlag.

Segal, Lynne (2000), *Why Feminism?* Cambridge: Polity Press.

Stacey, Judith/Thorne, Barrie (1985), »Feministische Revolution in der Soziologie? Ein Vergleich feministischer Ansätze in der Geschichte, Literaturwissenschaft, Anthropologie und Soziologie in den USA«, in: *Feministische Studien* 4/2, 118-130.

Thürmer-Rohr, Christina (1995), »Denken der Differenz: Feminismus und Postmoderne«, in: *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 39, 87-97.

Vogel, Ulrike (Hg.) (2006), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften

Weber, Max (1993 [1920]), *Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus*, Bodenheim: Athenäum Hain Hanstein.

Weigel, Sigrid (1999), »Geschlechterdifferenz in der Literaturwissenschaft. Zum Problem der Institutionalisierung von Kritik«, in: Doris Janshen (Hg.), *Frauen über Wissenschaften. Die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität*, Weinheim/München: Juventa, 137-152.

Weingart, Peter (2003), *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript Verlag.

Wetterer, Angelika (1994), »Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Zur Situation von Wissenschaftlerinnen in Zeiten der Frauenförderung«, in: *Zeitschrift für Frauenforschung* 12/1+2, 93-110.

– (1998), »Noch einmal: Rhetorische Präsenz – faktische Marginalität. Die kontrafaktischen Wirkungen der bisherigen Frauenförderung im Hochschulbereich«, in: Lydia Plöger/Birgit Riegraf (Hg.), *Gleichstellungspolitik als Element innovativer Hochschulreform*, Bielefeld: Kleine Verlag, 18-34.

– (2003), »Rhetorische Modernisierung: Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen«, in: Gudrun-Axeli Knapp/dies. (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Wimbauer, Christine (1999), *Organisation, Geschlecht, Karriere: Fallstudien aus einem Forschungsinstitut*, Opladen: Leske + Budrich.

Wobbe, Theresa (1988), »Zwischen Verlautbarung und Verwaltung. Überlegungen zum institutionellen Kontext von Frauenforschung«, in: *Feministische Studien* 6/1, 124-128.

Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.) (1994), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Woolf, Virginia (1978 [1928]), *Ein Zimmer für sich allein*, Berlin: Gerhard Verlag.

Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien Heft 21/2+3 (2003), »Wechselwirkungen, Risiken und Nebenwirkungen. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext von Disziplinen und Interdisziplinarität«.

XI. Anmerkungen

* Dieser Text basiert auf Ausführungen in meinem Buch *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus* (Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005).

¹ In *Was ist Kritik* (1992) beschreibt Michel Foucault die Aufgabe von Kritik wie folgt: »Unterschiedliche



Zwangsmechanismen, vielleicht auch Gesetzgebungs- und Reglementierungsvorgänge, materielle Dispositive, Autoritätsphänomene usw.; auch die Erkenntnisinhalte werden in ihrer Mannigfaltigkeit und Heterogenität aufgegriffen und sie werden auf die Machteffekte hin untersucht, deren Träger sie als gültige Elemente eines Erkenntnisystems sind. Man möchte nicht wissen, was wahr oder falsch ist, begründet oder nicht begründet, wirklich oder illusorisch, wissenschaftlich oder ideologisch, legitim oder mißbräuchlich ist. Man möchte wissen, welche Verbindungen, welche Verschränkungen zwischen Zwangsmechanismen und Erkenntniselementen aufgefunden werden können, welche Verweisungen und Stützungen sich zwischen ihnen entwickeln, wieso ein bestimmtes Zwangsverfahren rationale, kalkulierte, technisch effiziente Formen und Rechtfertigungen annimmt.« (Foucault 1992: 30f.) Zum Zusammenhang von Macht und Wissen in Foucaults Analytik der Macht siehe auch Saar, Martin (2007), *Genealogie als Kritik. Geschichte und Theorie des Subjekts nach Nietzsche und Foucault*, Frankfurt am Main/New York: Campus, 204-224.

² Mit dem Konzept einer ›klinischen Soziologie‹, verfolgt Bourdieu drei Ziele: 1. Die Situierung des erkennenden Subjekts an einem bestimmten Punkt des Raum-Zeit-Kontinuums, 2. die Klärung der sozialen Bedingtheit des Denkens und schließlich 3. die Analyse des auch in die Erkenntnismitel eingegangenen gesellschaftlichen Unbewussten. Sie stellt für Bourdieu die Bedingung der Möglichkeit eines politisch eingreifenden Denkens dar, insofern sie die Voraussetzung bildet, um die Komplizenschaft mit dem selbstverständlich Gegebenen aufzukündigen und das augenscheinlich Naturwüchsige der sozialen Welt als historisch Gewordenes zu rekonstruieren (Bourdieu/Wacquant 1996: 234).

Zu einer klinischen Soziologie der Frauen- und Geschlechterforschung siehe auch Hark, Sabine (2007), ›Vom Gebrauch der Reflexivität. Für eine ›klinische Soziologie‹ der Frauen- und Geschlechterforschung‹. In: Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung Bd. 12, ›Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung‹, Göttingen: Wallstein Verlag, 39-62.

³ Siehe hierzu auch Hark, Sabine/Kerner, Ina (2007a), ›Der Feminismus ist tot? Es lebe der Feminismus! Das ›False Feminist Death-Syndrome‹. In: Querelles-Net: <http://www.querelles-net.de/forum/forum21/harkkerner.html> sowie Hark, Sabine/Kerner, Ina (2007b), ›Konstruktionsfehler in der F-Klasse‹. In: Freitag 18, 4. Mai 2007, 17 und Hark, Sabine/Kerner, Ina (2007c), ›Eine andere ›Frau‹ ist möglich‹. In: Freitag Nr. 30, 27. Juli 2007, 17.

⁴ Siehe hierzu die Artikel in der ZEIT vom 28. Juni

2007, Nr. 27, unter dem Titel ›Der ewige Unterschied‹, 29-31.

⁵ Verona-Maxime spielt an auf die sich vom Feminismus distanzierenden Äußerungen von Verona Feldbusch im Gespräch zwischen Feldbusch und Alice Schwarzer in der Fernsehshow von Johannes B. Kerner im Juni 2001.

⁶ In der Präambel des ›Berlin-Kommuniqués‹, der Berliner Abschlusserklärung der alle zwei Jahren in wechselnden Ländern stattfindenden europaweiten Bologna-Konferenzen, wurde der Abbau geschlechtsbedingter Ungleichheit explizit als politisches Ziel aufgenommen: ›Die Notwendigkeit, die Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern, muss mit dem Ziel, der sozialen Dimension des Europäischen Hochschulraumes größere Bedeutung zu geben, in Einklang gebracht werden; dabei geht es um die Stärkung des sozialen Zusammenhalts sowie den Abbau sozialer und geschlechtsspezifischer Ungleichheit auf nationaler und europäischer Ebene. In diesem Zusammenhang bekräftigen die Ministerinnen und Minister ihre Auffassung, dass Hochschulbildung ein öffentliches Gut und eine vom Staat wahrzunehmende Verpflichtung ist.‹ (Berlin-Kommuniqué 2003: 1; <http://www.bologna-berlin2003.de>, zuletzt angesehen: 27.08.2007)

⁷ Siehe hierzu die Web-Seite: <http://www.total-equality.de>.

⁸ Siehe hierzu etwa die Web-Seite des Projektes ›Gender in gestufte Studiengänge‹: <http://www.gender-in-gestufte-studiengaenge.de>.

⁹ Im Studienjahr 2002/2003 sind zwar (erstmalig) mehr als 50 % der StudienanfängerInnen Frauen, der Anteil von Frauen an der bundesdeutschen ProfessorInnenschaft liegt im Jahr 2001 jedoch erst bei 11,2 %, was in absoluten Zahlen bedeutet, dass 4.216 von insgesamt 37.661 Professuren mit Frauen besetzt sind – wobei der Anteil an den C4-Professuren lediglich 7,7 % (absolut: 967) beträgt (vgl. Bericht der BLK, Heft 109, 2003).

Als Beispiel für das Tempo der akademischen Gleichstellungspolitik sei hier die Politik der Besetzung von C4-Professuren in den Neuen Bundesländern zwischen 1992 und 1998 genannt: Im Jahr 1992 waren 23 von 483 C4-Professuren mit Frauen besetzt. Das ergibt einen prozentualen Anteil von 4,8 %. Bis zum Jahr 1998 wurden an den ostdeutschen Hochschulen insgesamt 2.149 C4-Professuren eingerichtet. Unter diesen 2.149 C4-ProfessorInnen finden sich im Jahr 1998 159 Frauen, was einem prozentualen Anteil von 7,4 % entspricht. Während also die Gesamtzahl der C4-Professuren um mehr als das Vierfache gestiegen ist und die absolute Zahl von C4-Professorinnen immerhin um fast das Siebenfache gesteigert werden konnte, hat sich der prozentuale Anteil der Frauen an C4-Professuren im selben Zeitraum nicht einmal



verdoppelt (vgl. Bericht der BLK, Heft 87, 2000). Die Chance von Frauen, Wissenschaft zum Beruf zu machen, verdeutlicht auch folgende Statistik: In den außerhochschulischen Forschungseinrichtungen sind im Jahr 2002 36,1 % der studentischen Hilfskräfte Frauen, sie stellen 38,5 % der Doktoranden und 31 % der Postdoktoranden. Bei den nach BAT IIa eingruppierten MitarbeiterInnen liegt ihr Anteil noch bei 25,8 %, doch schon unter den nach BAT Ib bezahlten finden wir nur noch 15,9 % Frauen, bei den nach BAT Ia Eingruppierten 9,1 % und schließlich sind in der Gruppe der nach BAT I Eingestuften nur noch 3,9 % der WissenschaftlerInnen weiblichen Geschlechts (vgl. für alle Zahlen den Bericht der BLK, Heft 109 2003).

Wie Christine Wimbauer (1999: 157) zeigen konnte, existiert zudem ein Zusammenhang zwischen der Prekarisierung von Arbeitsverhältnissen in der Wissenschaft und den Beschäftigungschancen von Frauen: Die Ausweitung von Befristungen erhöht deren Einstellungschancen auf solche befristeten Stellen, der Zugang zu den unbefristeten Positionen bleibt ihnen dagegen weitgehend verschlossen.

¹⁰ Siehe hierzu auch Bereswill, Mechthild (2004), »Gender: als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik«, in: Michael Meuser/Claudia Neusüß (Hg.), Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 52-70

¹¹ Kritisch hierzu: Andresen, Sünne (2007), »Mit Eliteförderung zur Geschlechtergerechtigkeit? Stellungskämpfe von Frauen- und Geschlechterforscherinnen im Wissenschaftsfeld«. In: Dackweiler, Regina (Hg.): Willkommen im Club? Frauen und Männer in Eliten. Münster: Westfälisches Dampfboot, 126-144 sowie Hornung, Ursula (2007), »Soziale Ungleichheit versus soziale Differenzierung: Paradigmenwechsel feministischer Theoriebildung«. In: a. a. O., 29-48.

¹² Für einen Überblick zur Wissenschaftssoziologie siehe Weingart, Peter (2003), Wissenschaftssoziologie, Bielefeld: transcript Verlag.

¹³ Für einen Überblick zur Wissenschaftsforschung siehe Felt, Ulrike/Nowotny, Helga/Taschwer, Klaus (1995), Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt am Main/New York: Campus.

¹⁴ Siehe hierzu allerdings Hark, Sabine (2005), Disidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 209-268 sowie Schmerl, Christiane (2006), Und sie bewegen sich doch ... – Aus der Begegnung von Frauenbewegung und Wissenschaft, Tübingen: dgvt-Verlag und Vogel, Ulrike (Hg.) (2006), Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung.

Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität, Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften.

¹⁵ Für weiterführende Literaturhinweise zu diesen Themen siehe auch Bilinski, Merle (2007), »Wissenschaft und Geschlecht im Kontext sozialer Machtverhältnisse. Ein Vergleich von Deutschland und Portugal« (http://web.fu-berlin.de/gpo/merle_bilinski.htm; zuletzt angesehen: 26.08.2007)

¹⁶ Eine wichtige Ausnahme hier ist z. B. die Studie von Sünne Andresen (2001), Der Preis der Anerkennung. Frauenforscherinnen im Konkurrenzfeld Hochschule. Münster: Westfälisches Dampfboot.

¹⁷ Ausführlich zum feminist turn siehe Hark 2005, 78-97 sowie 118-131.

¹⁸ Für einen Überblick zu verschiedenen theoretischen Debatten im feministischen Denken, etwa Gleichheit versus Differenz, zu den diversen Einsprüchen etwa von women of color oder von lesbischen Frauen und den daraus resultierenden Revisionen im feministischen Denken siehe Kerner, Ina (2007), »Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht. Perspektiven für einen neuen Feminismus« (http://web.fu-berlin.de/gpo/ina_kerner.htm; zuletzt angesehen: 26.08.2007).

¹⁹ Pierre Bourdieu spricht wiederholt – auch im Hinblick auf die eigene berufliche Laufbahn – von Fremdheit als Ressource für Selbstreflexion und Selbstobjektivierung: »Wahrscheinlich können die, die sich in der Gesellschaft »am rechten Platz« befinden, sich ihren Dispositionen mehr und vollständiger überlassen oder ihnen vertrauen (darin liegt die »Ungezwungenheit« von Menschen »besserer« Herkunft) als die, die – etwa als soziale Auf- oder Absteiger – Zwischenpositionen einnehmen; diese wiederum haben mehr Chancen, sich dessen bewusst zu werden, was sich für andere von selbst versteht, sind sie doch gezwungen, auf sich achtzugeben und schon die »ersten Regungen« eines Habitus bewusst zu korrigieren, der wenig angemessene oder ganz deplazierte Verhaltensformen hervorbringen kann.« (Bourdieu 2001: 209)

²⁰ Siehe Foucault, Michel (2004), Geschichte der Gouvernementalität, Band I und II, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

²¹ Im Kern ist Rationalisierung eine psychoanalytische Kategorie, die Laplanche/Pontalis (1972: 418) definieren als »Vorgehen, durch welches das Subjekt versucht, einer Verhaltensweise, einer Handlung, einem Gedanken etc., deren wirkliche Motive nicht erkannt werden, eine logisch kohärente oder moralisch akzeptable Lösung zu geben«.

²² Bourdieu unterscheidet im Wesentlichen drei Kapitalsorten: ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital.



Über den tatsächlichen Zugang zu einflussreichen Positionen innerhalb eines Feldes entscheidet allerdings die Verfügungsgewalt über symbolisches Kapital, das die Form ist, so Bourdieu, »die eine dieser Kapitalsorten annimmt, wenn sie über Wahrnehmungskategorien wahrgenommen wird, die seine spezifische Logik anerkennen« (Bourdieu/Wacquant 1996: 151).

XII. Angaben zur Autorin

Sabine Hark, PD Dr. phil, ist Diplomsoziologin. Seit 2005 vertritt sie die Professur für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin. Sie hat Soziologie, Politikwissenschaft, Pädagogik und Sozialpsychologie an den Universitäten in Mainz und Frankfurt am Main studiert. Von 1990-1995 war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Soziologischen Institut der FU Berlin, zwischen 1995 und 1998 freiberufliche Wissenschaftlerin und von 1998-2000 Habilitipendiatin an der Universität Potsdam. Von 2000-2004 war sie als Wissenschaftliche Assistentin und von 2004-2005 als Wissenschaftliche Oberassistentin an der Professur für Frauenforschung/Soziologie der Geschlechterverhältnisse der Universität Potsdam tätig. Arbeitsschwerpunkte sind feministische Theorie, Queer Theorie, Wissenschaftssoziologie und -forschung, soziale Ungleichheit, poststrukturalistische Subjekttheorien.

Kontakt:

TU Berlin - ZIFG
Hauspostfach FR 3-4
Franklinstr. 28-29
D-10587 Berlin

Email: sabine.hark@tu-berlin.de
<http://www.tu-berlin.de/zifg>

XIII. Weitere Veröffentlichungen der Autorin

deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen: Leske + Budrich 1996; 2., völlig überarbeitete Neuauflage, Opladen: Leske + Budrich 1999

Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Lehrbuchreihe der Sektion Frauenforschung in der DGS, Bd. 3,

Opladen: Leske + Budrich 2001; 2., überarbeitete und aktualisierte Neuauflage Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007

Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen. (Hrsg. mit Irene Dölling, Dorothea Dornhof, Karin Esders, Corinna Genschel), Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2007

Gender kontrovers. Genealogien und Grenzen einer Kategorie. (Hrsg. mit Gabriele Dietze), Königstein/Taunus: Ulrike Helmer Verlag 2006

Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. (Hrsg. mit Nico Beger, Antke Engel, Corinna Genschel, Eva Schäfer), Berlin: Querverlag 2000

Freundschaft unter Vorbehalt. Chancen und Grenzen lesbisch-schwuler Bündnisse. (Hrsg. mit Stefan Etgeton), Berlin: Querverlag 1997

Grenzen lesbischer Identitäten. Berlin: Querverlag 1996

»Magical Sign. On the Politics of Inter- and Transdisciplinarity.« *Graduate Journal of Social Sciences* 2007 (i. E.)

»Gender Trouble und die Folgen. Eine Innenansicht.« *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* 4/1, 2007, 154-165

»Überflüssig. Deutungsbegriff für neue gesellschaftliche Gefährdungen?« *Transit – Europäische Revue* Nr. 29, 2005, 125-141

»Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart.« *Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen*, (Hg.) Irene Dölling/Dorothea Dornhof/Karin Esders/Corinna Genschel/Sabine Hark, Königstein/Taunus: Helmer Verlag, 2007, 9-24

»Überflüssig«. Negative Klassifikationen – Elemente symbolischer Delegitimierung im soziologischen Diskurs?« *Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, Rasse/Ethnizität*, (Hg.) Gudrun-Axeli Knapp/Cornelia Klinger/Birgit Sauer, Frankfurt am Main: Campus 2007 (i. E.)